

Mehr Farbe

Autor(en): **Regenass, René / Barth, Wolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **110 (1984)**

Heft 1

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-596515>

Nutzungsbedingungen

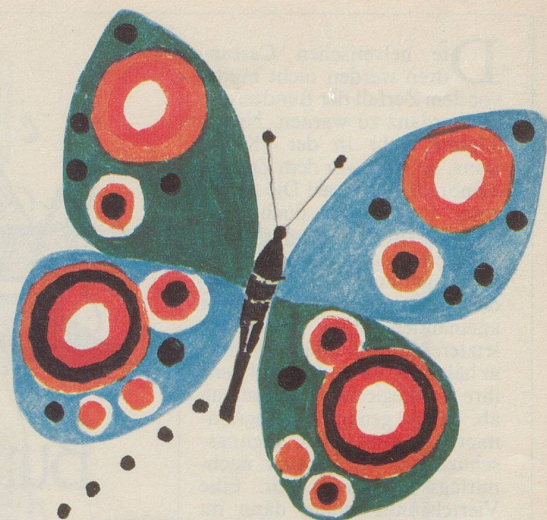
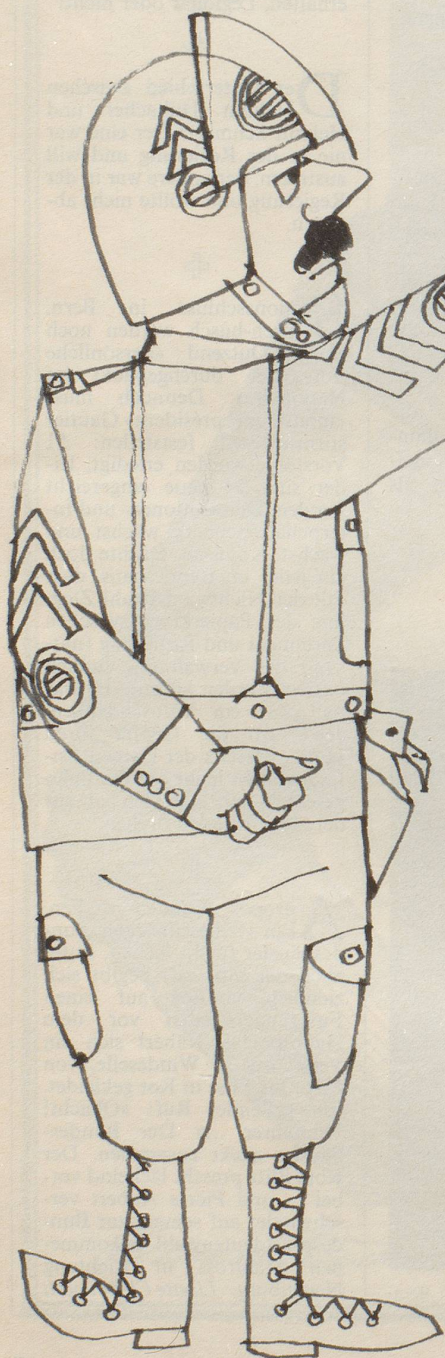
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

René Regenass

MEHR FARBE



Schulz war seit seiner Geburt ein fröhlicher Mensch. Aus dieser Veranlagung heraus liebte er bunte Farben. Es konnte daher auch nicht verwundern, dass er als Kind gerne in Indianerkleider schlüpfte. Mit leuchtenden Federn und allerlei glänzendem Zierat an der Hose zog er bei auch nur einigermaßen schönem Wetter auf den Spielplatz. Und Peter Schulz wurde von allen bewundert. Dies dauerte so lange, bis er sieben Jahre alt war.

Am ersten Schultag, der zitternd erwartet worden war, wollte er, wie hätte es anders sein können, seine Indianerkleider hervorholen. Aber so kannst du doch nicht zur Schule, mahnte ihn die Mutter, in dieser Aufmachung und mit den knalligen Farben!

Mit Zeter und Mordio und unter Tränen liess sich Peter schliesslich überreden, normal und wie die andern – so drückte sich die Mutter aus – diesen feierlichen Tag der Einschulung zu begehen. Für den zweiten Tag aber, da wollte er unbedingt wieder das Indianerkostüm anziehen. Erneut redete ihm die Mutter den Wunsch aus. Und Vater doppelte diesmal

nach: Das gehört sich nicht, und damit basta! Peter versuchte es noch ein drittes und viertes Mal, dann gab er endgültig auf.

Auch auf dem Spielplatz wartete eine herbe Enttäuschung auf ihn: Als er in seiner geliebten Indianerkleidung erschien, lachten ihn die Kameraden nur aus, sie wollten nicht mehr mit den «Kleinen» aus dem Kindergarten verwechselt werden.

Die Eltern verstauten die Indianerkleidung auf dem Estrich.

Schulz wurde Kaufmann, arbeitete auf einer Bank. Er fiel durch nichts auf, abgesehen von seiner Pünktlichkeit und seinem Fleiss. Er sah auch so aus, wie ein gepflegter Bankbeamter aussieht: stets trug er ein dezentes, einfarbiges Kleid, dazu ein weisses Hemd mit passender Krawatte und schwarze Schuhe. Er war durchaus ein Typ, der noch hätte Karriere machen können. Eines Tages jedoch, Schulz war mittlerweile fünfundzwanzig Jahre alt, packte ihn seine alte Sehnsucht. Er vermochte sich nicht mehr damit abzufinden, dass alles grau sein musste: das Gebäude, in dem er arbeitete, die Fassade, die er durch das Fenster sah; auch sein Kleid: wenn er in den Spiegel blickte, erschien es ihm wie das Fell einer riesigen Maus.

Natürlich war sich Schulz im klaren darüber, dass er nicht in einem Indianerkostüm zur Arbeit kommen konnte. Aber ein wenig mehr Farbe, sagte er sich, das wird mir gewiss niemand verübeln. So kaufte er sich eine hellblaue Hose und ein senfgelbes Jackett dazu. Kaum sass er, auf diese Weise neu eingekleidet, im Büro, als er zum Chef gerufen wurde.

Herr Schulz, sagte der Chef, ich schätze Sie sehr, Ihre Arbeit erledigen Sie zur vollsten Zufriedenheit, ebenso gibt Ihr Lebenswandel zu keinerlei Bemerkungen Anlass. Sie wissen, dass gerade bei Bankbeamten der tadellose Ruf ein wichtiger Bestandteil des Beru-



fes ist, und damit hängt nicht zuletzt die Kleidung zusammen. Nun muss ich zu meinem Schrecken, ja Schrecken, feststellen, dass Sie sich über Nacht gewissermassen verwandelt haben. Selbstverständlich ist die Kleidung Privatsache, doch nur so lange, als sie den Interessen des Geschäftes nicht zuwiderläuft. Und das tut sie in Ihrem Fall eindeutig. Was sollen sich die Kunden denken, die unser Gebäude betreten, die Leute, die am Schalter stehen, wenn Sie – verzeihen Sie den Ausdruck – wie ein Papagei erscheinen. Also, wenn ich Sie bitten darf: Kleiden Sie sich doch wieder so, wie wir das bisher von Ihnen gewohnt waren.

Das war eine klare Sprache. Schulz musste sich entscheiden: farbige Kleidung oder Beruf. Er entschied sich für das letztere. Dafür lief er nun in der Freizeit farbenfroh umher, nicht nur zu Hause oder im Quartier, wo er wohnte, sondern auch in der Stadt. Und da begegnete ihm an einem Samstag der Chef. Er, der sonst freundlich grüßte, würdigte Schulz diesmal keines Blickes.

Schweren Herzens und traurig holte er künftig nur noch die einfarbigen Kleider aus dem Schrank. Damit waren allerdings sein Wunsch und sein Drang nach mehr Farbe nicht getilgt. Da erinnerte er sich, dass er ja glücklicher Erbe und Besitzer eines kleinen Einfamilienhauses war. Es hatte, wie alle andern in der langen Zeile, einen gelbweissen Anstrich, der mit den Jahren schmutziggrau geworden war. Kurz entschlossen liess Schulz einen Maler kommen und legte ihm seinen Plan dar, wenigstens die Vorderfassade farbig zu gestalten. Eine Landschaft wünschte sich Schulz mit einer leuchtenden Sonne und seitlich, wo sich der Eingang befand, ein gemaltes Portal mit allerhand Getier.

Der Maler machte sich an die Arbeit. Er war noch nicht fertig, da erhielt Schulz einen eingeschriebenen Brief vom städtischen Bauamt, das

ihm mitteilte, dass sich etliche Anwohner beschwert hätten über die aufdringliche Malerei, die zudem mit den Drachen und den seltsamen Vögeln die Kinder erschrecke. Ausserdem würden diese «Verzierungen» (in Anführungszeichen gesetzt) das Gesamtbild der beschaulichen, in gleichmässigem Gelbweiss gehaltenen Häuserreihe nicht bloss beeinträchtigen, sondern verunstalten. Die Anwohner, an die zwanzig, forderten daher die Entfernung des Farbbeleges.

Das städtische Bauamt meldete sich daraufhin zu einer Besichtigung an. Die drei erschienenen Herren waren einstimmig der Meinung, dass der Farbe zuviel sei und die grelle Fläche das Empfinden der Bürger verletze; ferner erwecke die Malerei soviel Aufmerksamkeit, dass die Sicherheit im Strassenverkehr gefährdet sei.

Mit viel Geld liess Schulz Landschaft und Tiere übermalen, drei Anstriche waren nötig. Nun sann Schulz auf Rache. Warum sollte und durfte das Leben nicht fröhlicher, heiterer sein? Weshalb musste fast alles grau in grau daherkommen?

Es war nicht einfach, sich etwas einfallen zu lassen, was Schulz' Frohnatur und seinem Bedürfnis nach Farbe entsprach, ohne dass er wieder mit jemandem in Konflikt geriet. Die Kleidung hatten sie ihm ausgedreht, die Fassade musste in den ursprünglichen, langweiligen Zustand zurückversetzt werden – so blieb nur noch das Innere des Hauses für seine Sehnsucht nach mehr Farbe übrig.

Diesmal besorgte er die Malerei selbst. Die vier Zimmer, über die er verfügte, verschönerte er mit Palmen, Flüssen und urweltlichen Dinosauriern. Eine Eisenbahn fuhr an den Wänden entlang gleich durch drei Räume, bevor sie in einem Tunnel – dem einzigen schwarzen Fleck übrigens – verschwand.

Offenbar verfehlten die Farben ihre Wirkung nicht, Schulz war viel gelöster als früher. Und nicht von ungefähr machte er in dieser Zeit die Bekanntschaft mit einer Frau. Voller Freude lud er sie zu sich nach Hause ein. Es war ein quirliges, lebensfrohes Mädchen, und Schulz nahm an, dass ihr die Ausgestaltung der Zimmer gefiele. Doch dem war nicht so. Was soll denn diese hilflose Schmiererei, das sind ja schreckliche Farben, sagte sie.

Schulz war zutiefst beleidigt, brach die Bekanntschaft ab. Ein paar Wochen später beschloss er, der unerwarteten Reaktion seiner Freundin zum Trotz, noch die Fenster mit einer durchsichtigen Farbe anzumalen. Bald einmal starrten durch die Scheiben bunte Türme und grelle Fratzen hinaus auf die Strasse. Es mochte sein, dass sie wegen des nunmehr wieder eintönigen Anstrichs der Hausfassade auffälliger wirkten, als sie es tatsächlich waren.

Der Zufall wollte es, dass in der Strasse ein Psychiater seine Praxis hatte und jeden Tag am Haus des Peter Schulz vorbeiging. Eines Morgens, Schulz sass gerade beim Frühstück, klingelte die Glocke. Schulz öffnete. Der Mann draussen stellte sich vor.

Als Psychiater wollte ich bloss einmal sehen, sagte er, wer solche originellen Bilder anfertigt. Schulz fühlte sich verhöhnt, wurde wütend; er packte den Psychiater und stiess ihn die Treppe hinunter. Zwei Stunden später wurde Schulz am Arbeitsplatz wegen Tätlichkeit und gemeingefährlichen Verhaltens festgenommen.

Nun sitzt er in einer kahlen und grauen Zelle. Mit dem Fingernagel kratzte er den Satz in die Wand: Ohne Farben müssen Seelen darben.

Aber was hilft ihm das noch?